

Man mag also von einer inhaltlichen oder formalen Untersuchung, von der Darstellung der Person in den Porträts oder der Maschinen und Energien, von Raum oder Zeit ausgehen, immer finden sich im Futurismus die Ansätze zu einem Allgemeinen oder Absoluten. Ein farbiger oder formaler Rhythmus herrscht vor und damit eine Gestaltungsweise, die schließlich in der abstrakten Malerei globalen Charakter erhält.

Durch den frühen Tod Boccionis im Jahr 1916 und den Übergang Carràs zur „Pittura metafisica“ (zum italienischen Surrealismus eines Chirico) hat der Futurismus sehr bald schwere Verluste erlitten. Seine Anregungen wurden von anderen – besonders Kubisten und Abstrakten – weitergetragen. In der „Aeropittura“, die schließlich unter faschistischen Vorzeichen stand, erlebte der Futurismus eine manieristische Spätphase. Vieles mag in den Bildern der Futuristen nur Experiment sein. Manches steht im Zeichen des Aufruhrs. Einiges wird man als geschichtlich bedingten Übergang aufzufassen haben. Die Bedeutung der Werke für die Moderne aber lässt sich nicht übersehen. Die italienische Kunstgeschichte hat die Problematik des Futurismus und namentlich die Schwierigkeit der Urteilsfindung dieser Bewegung gegenüber bestätigt. Das gemeinsame und zusammenfassende Urteil von Giulio Carlo Argan und Nello Ponente mag deshalb diese Betrachtung einer hervorragenden italienischen Bewegung innerhalb der modernen Malerei abschließen: „Schon 1910 versuchten die Futuristen erstmals den engen Kreis des künstlerischen Provinzialismus in Italien zu durchbrechen. Ihr Programm war mutig, aber verworren und widerspruchsvoll. Sie wollten das Ende der Romantik und waren doch selbst verspätete Romantiker. Sie lehnten sich unmittelbar an die Kubisten an, denen sie anderseits vorwarfen, sich ausschließlich für das formale Problem zu interessieren und auf stärkere emotionale Inhalte zu verzichten. Sie sprachen von Internationalismus und

schwärmt doch von dem Triumph und der Vorherrschaft des ‚italienischen Genius‘. Sie predigten die Revolution und blieben doch traditionell gebunden. Sie verkündeten das Ende der bürgerlichen Kultur und feierten den Anbruch des Maschinenzeitalters; sie waren gleichzeitig Demagogen und Aristokraten.“¹⁶

Herbert Schade SJ

Erinnerungen und Tagebücher

Wie die Briefe gehören auch Erinnerungen und Tagebücher zu den literarischen Formen; sie sind einander verwandt als unmittelbare Äußerungen der Person des Schreibers. Ihr Bekenntnisscharakter (vgl. diese Zschr. 163 [1958] 148–125) verlangt eine besondere Behutsamkeit von Seiten des Herausgebers, sei es des Verfassers selbst oder der Verwalter seines Nachlasses, die sich wohl überlegen müssen, ob sie diese persönlichen Zeugnisse veröffentlichen dürfen, wie auch von Seiten des Lesers, der an sie mit größerer Zurückhaltung und Ehrfurcht herangehen muß als an Gedichte oder ein Drama oder einen Roman. Darüber hinaus sind sie aber auch Schöpfungen des menschlichen Geistes, der, von der eigenen Person als Glied der Menschenwelt und Träger der jeweiligen Zeit ausgehend, etwas vom Leben und Ringen der Menschen aussagt. Wenn wir Dichtung im weiteren Sinn als Gestaltung eines geistigen Gehaltes auffassen, dann gehören auch Erinnerungen und Tagebücher dazu. Ihr Rang bestimmt sich demnach, ob es dem Verfasser gelungen ist, ein Kunstwerk zu schaffen. So wollen sie sowohl als Zeugnis der Zeit wie als Geschichtsquellen wie als Dichtungen gewürdigt werden. Trotz dieser Gemeinsamkeit unterscheiden sie sich wesentlich, ohne daß gelehnt werden könnte, daß es fließende Übergänge gibt.

In den *Erinnerungen* sucht sich der

¹⁶ Giulio Carlo Argan und Nello Ponente, Italien, in: Neue Kunst nach 1945, Malerei, Köln 1958, 87.

Schreiber zuerst Rechenschaft von seinem eigenen Leben zu geben; er berichtet von seinen Schicksalen, den Einflüssen, die er erfuhr, den Wirkungen, die seine Tätigkeit ausübte, den Menschen, der Zeit, den Ereignissen, an denen er zuschauend, leidend, handelnd teilnahm. Über sie alle könnte man die „Urworte orphisch“ Goethes als Motto setzen. Aber diese Aufzeichnung erfolgt wohl immer mit Rücksicht auf einen zukünftigen Leser. Manche Erinnerungen sind als eine Art geistigen Testaments nur für einen Kreis von Menschen bestimmt, z. B. für die Mitglieder und Nachkommen der Familie. Meist aber richten sie sich an alle. Sie sollen erfreuen, belehren und noch nachwirken, wenn der Verfasser schon längst gestorben ist. Darum tritt zum Bekenntnischarakter noch der objektive, über den Schreiber hinausgehende Wert. Der Verfasser ist sozusagen nur der Vermittler von allgemein gültigen Einsichten und Erfahrungen, die den Reichtum der Weisheit und der geistigen Leistung der Menschen mehren. In den Erinnerungen verbindet sich also Persönlichkeit, Einmaliges und Allgemeingültiges, jeweils in verschiedener Mischung.

Die Erinnerungen können ein ganzes Leben, einen Abschnitt, einen bestimmten Teil der Tätigkeit umfassen. Vor allem ist es die Jugendzeit, die sich der altgewordene Mensch besonders gern vor Augen führt. Seit den unverwelklichen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ Wilhelms von Kügelgen zeigen solche Werke einen ausgesprochen dichterischen Rang. In der Rückschau verklärt sich die Vergangenheit, und selbst wo es an bitteren Erlebnissen nicht fehlte, werden sie in Licht und Liebe getaucht, wo immer ein Mensch auf seinem Lebensweg innerlich frei wurde. Darum konnte Adolf Bach seinen Jugendberichten den Titel „In süßen Freuden ging die Zeit“¹ geben. Die Heimat an der Lahn, ihre Geschichte, die Blutströme der Ahnenreihe, die gro-

ßen und kleinen Begegnungen in Elternhaus und Schule, auf den Spielplätzen und auf den Wanderungen: ob sie nun vorübergehend lähmten, erschütterten, bedrohten, schließlich förderten sie alle, wirkten bildend, ließen in den Geist der Zeit hineinwachsen und befähigten zugleich im Dienst an der Wahrheit, auf diesen Geist einzuwirken und wirklich Mittelpunkt einer neuen Welt zu werden, die, so klein sie vor dem Weltgeschehen zu sein scheint, doch ihre eigene Fruchtbarkeit und Fülle hat. Das Hintergründige und das Verborgene spenden oft mehr Segen, als die am Tag liegenden äußeren Geschehnisse, von denen „man“ spricht. Von solchen Erinnerungen geht viel Trost aus, mögen sich die Zeiten auch noch so gewandelt haben.

Einen ganz anderen und dennoch verwandten Charakter haben die Erinnerungen eines ganzen Lebens, wenn es wirklich Lebens- und nicht nur Leistungserinnerungen sind. Als Beispiel mögen die Aufzeichnungen des Literaturhistorikers Oskar Walzel (1864–1943) dienen, die sein Kollege und Freund Carl Enders mustergültig herausgegeben hat². Für die Echtheit dieser Selbstdarstellung spricht zuerst, daß unser verehrter Lehrer in ihnen, im Stil sowohl wie im Gehalt, vor uns steht, wie er auf dem Katheder oder im persönlichen Umgang erschien in seinen Mängeln, aber auch in seinen außergewöhnlichen Vorzügen. Er war ein Mensch und ein Gelehrter, der alles ehrfürchtig, gewissenhaft und ernst nahm. Damit geriet er in Gefahr, den Rahmen zu weit zu spannen. Es gelang ihm auch nicht immer, zu einer eigentlichen Überzeugungskraft zu kommen, eine besondere Form und Parole zu finden, eine „Schule“ zu gründen. Aber darin war er ein wahrer Ausdruck seiner Zeit. Es vollzog sich in ihm selbst die Wandlung des Geistes vom Materialismus und Impressionismus zu einer neuen Allseitigkeit, Universalität, ja Katholizität. Sein

¹ Adolf Bach, In süßen Freuden ging die Zeit. Ein Buch von Jugend und Heimat. (341 S.) Heidelberg 1953, Quelle u. Meyer.

² Oskar Walzel, Wachstum und Wandel. Lebenserinnerungen, hrsg. von Carl Enders. (364 S.) Berlin 1956, E. Schmidt.

privates Erleben und Ringen, soweit es andere angeht, erscheint zuerst meist nur in unscheinbaren Andeutungen. Das Hauptgewicht liegt auf dem wissenschaftlichen Streben und Forschen inmitten der verschiedenen Richtungen und ihren Vertretern. Sie stehen um ihn. Niemanden verschreibt er sich, aber allem und jedem sucht er gerecht zu werden, sogar mit einer gewissen Skrupulösität, doch ja nichts auszulassen. „Wissenschaft war mir und ist mir auch heute noch Prüfen und Ablehnen oder auch Weitertreiben der Arbeiten anderer. Nicht aber kann ich Wissenschaft nennen, wenn einer bewußt oder unbewußt den Anschein weckt, was er sage, sei noch von keinem gesagt worden, während er auf vielen, vielen Seiten doch oft genug nur vorbringt, was vor ihm schon geboten worden war. Nennt doch mancher überhaupt keinen seiner Vorgänger. Bequem ist ja, sich um bestehende Forschung gar nicht zu kümmern. Wissenschaft kann ich es auch nicht nennen, Vorgänger nur dann anzuführen, wenn man ihnen etwas auszuwischen hat“ (153). Dennoch ist Walzels Einordnung in die wissenschaftliche Tradition wertvoller als eine künstliche Periodisierung der Geistes- bzw. Ideengeschichte, die sich etwa eines Zwei- oder Dreischnittschemas bedient. Zum Abschluß gibt der Gelehrte Rechenschaft von seiner inneren Entwicklung, die ihn auf einsamem Weg von der Einsamkeit in das Ganze der kirchlichen Gemeinschaft führt. Es wird wenige Darstellungen einer Konversion oder eines Heimfindens geben, die so schmucklos, so aufrichtig, so tiefgründig ihren Lebens- und Glaubensweg darstellen, ohne einen einzigen Zug von Selbstentblößung. Für die Erkenntnis der Geistesgeschichte von 1870 bis 1940 ist dieses Buch des geborenen Wieners und Professors der neueren Literaturgeschichte in Bern, Dresden und Bonn unerlässlich.

Erinnerungen sind nicht immer nur Rückblick auf ein abgeschlossenes Leben; sie können auch eine geistige Sammlung alles dessen sein, was die Vergan-

genheit für den Menschen in seiner Gegenwart bedeutet, damit er mit diesem Gut in die Zukunft schreitet, die ihm noch offen steht. Das ist der Sinn des „Geleitbriefes“ von Boris Pasternak³. Der Dichter, dessen Doktor Schiwago (Vgl. diese Zschr. 163 [1959] 241 bis 252) nur zum geringeren Teil eine Widerlegung des Bolschewismus, in der Hauptsache eine innere Überwindung und Weiterführung des echten Rußlands sein soll, erzählt hier, wie er allmählich geistig erwachte, sich entfaltete, durch Menschen und Dinge geformt wurde: „Die Tradition ist zu uns allen gekommen, uns allen hat sie ein Gesicht versprochen, und uns allen gegenüber hat sie ihr Versprechen auf verschiedene Weise erfüllt. Wir alle sind nur in dem Maße Menschen geworden, in dem wir die Menschen liebten oder Gelegenheit hatten, sie zu lieben. Die Tradition, die sich unter dem Decknamen Milieu verbirgt, hat sich nie mit dem aus vielen Teilen zusammengesetzten Bild begnügt, das man von ihr erfand, sondern sie hat stets eine ihrer entscheidenden Ausnahmen zu uns geschickt. Warum sind denn die meisten mit einem leidigen Durchschnittsgesicht davongegangen? Sie haben das Gesichtslose dem Gesicht vorgezogen, aus Furcht vor den Opfern, die die Tradition von der Kindheit verlangt. Selbstlos und rückhaltlos zu lieben, mit einer Kraft, die im Quadrat zur Entfernung steht, ist die Aufgabe unserer Herzen, solange wir Kinder sind“ (15f). Es gilt aber auch, wie die weiteren Erkenntnisse und Bekenntnisse zeigen, die Versuchung zu überwinden, in ein Traumreich der Phantasie, wie die Welt sein könnte, in eine falsche Romantik zu entweichen. Pasternak, den auch Deutschland, besonders die Marburger Schule eines H. Cohen und eines P. Natorp mit Plato 1912 und später 1922 bildeten, entzog sich seiner Heimat nicht. Mutig durchschritt er die Zeit, in der Schutt abgetragen wurde. Nicht alle hatten

³ Boris Pasternak, Geleitbrief. Entwurf zu einem Selbstbildnis. (184 S.) Köln 1958, Kiepenheuer & Witsch.

diese Kraft. Einige verübten Selbstmord, viele gaben sich dem Augenblick, der äußereren Macht hin. „Dichtung, wie ich sie auffasse, verläuft in der Geschichte und in Zusammenarbeit mit dem wirklichen Leben“ (148). Wenn Pasternak nicht in die Emigration auswich, war es keine falsche sentimentale Liebe zum „Mütterchen Rußland“, sondern die Tiefe der Verantwortung, die der einzelne gegenüber dem Ganzen verspürte. Wir wissen nicht, ob die äußere Macht dem Dichter den äußeren Untergang bereitet; aber auch dann wird sein Leben und seine Wirkung die eines ganz Großen sein, der die Zeit übersteht. Auch diese Erinnerungen deuten die Gegenwart und dienen der Mit- und Nachwelt, sich ihrer Aufgabe bewußt zu werden.

Tagebücher unterscheiden sich wesentlich von den Erinnerungsbüchern dadurch, daß sie an sich nur für die Verfasser selbst geschrieben werden. Sie verzeichnen die Erlebnisse des Tages in ihrer Unmittelbarkeit, versuchen die Tagesgedanken ins Wort zu fassen, das wegen der Eile oder wegen der Unfertigkeit oft nur ein halbes Wort ist. Je nach der Veranlagung werden solche Tagebücher mehr die äußeren Erlebnisse oder die inneren Erfahrungen enthalten. Je wahrhafter diese niedergelegt werden, je persönlicher sie also sind, desto weniger gehören sie an die Öffentlichkeit. Sie herauszugeben wäre taktlos. Anderseits begegnet uns auch der Fall, daß es der Tagebuchschreiber gegen Ende des Lebens doch für nützlich hält, sie der Mitwelt als Rechtferligung und zu ihrer Förderung zugänglich zu machen. Es geschieht dann zuweilen mit der Auflage, erst nach Ablauf einer Reihe von Jahren das Tagebuch zu veröffentlichen⁴.

Bei der Niederschrift äußerer Erlebnisse ist eine solche Rücksicht nicht notwendig. Zuerst wurden wohl Reisetagebücher veröffentlicht, die geistigeren und besinnlicheren Vorgänger der

Fotosammlungen unserer Zeitgenossen⁵. Auch manche Kriegstagebücher haben ähnlichen Charakter⁶.

Indessen ist es seit einigen Jahrzehnten Sitte geworden, Tagebücher als eine eigene literarische und dichterische Form zu veröffentlichen. Das begann in Frankreich mit den Goncourts, Léon Bloy, Julien Green, Montherlant, Gide u. a. In Deutschland haben Ernst Jünger und Theodor Haecker⁷ das Tagebuch literaturfähig gemacht. Die moderne Hast, die Vielfalt der Eindrücke und Strebungen, die größere Nähe, in der die Menschen miteinander leben, die Oberflächlichkeit, die Belangloses und Bedeutendes mischt, die Neugier, auch „in die Werkstatt des Geistes“ hineinzusehen und die schwindende Scheu, sogar der Wunsch, in das Innere hineinsehen zu lassen, alles dies trägt dazu bei, das Tagebuch der Welt mitzuteilen. Da das Gefühl für eine vollendete Form zu verkümmern scheint, sieht man leicht über das Vorläufige und Halbe des Ausdrucks hinweg. Wichtiger erscheint es, das spontane, unverhüllte, unmittelbare und rückhaltlose Bekenntnis des Dichters zu vernehmen. Man will nicht Abgewogenheit, sondern unumwundene, sogar radikale Äußerung. Mitunter hat man sogar den Eindruck, als freue sich der Verfasser, sich ohne Hülle zu zeigen oder verspreche sich davon sogar handgreiflichen Gewinn.

Man wird dem, der sein eigenes Tagebuch veröffentlicht, nicht vorschreiben dürfen, was er seinen Mitmenschen

⁵ Gerhard Loose, Ernst Jünger, Gestalt und Werk. (380 S.) Frankfurt 1957, V. Klotzermann, 178—195. Das Buch analysiert gründlich die Gedanken und die Sprachform der Werke Jüngers, die zwischen 1920 und 1953 erschienen und fügt kritische Einzelbemerkungen hinzu. Jünger als freischwebender Abenteurer zu bezeichnen, ist wohl eine unzulässige Vereinfachung.

⁶ Jochen Klepper, Überwindung. Tagebücher und Aufzeichnungen aus dem Kriege. (292 S.) Stuttgart 1958, Deutsche Verlags-Anstalt.

⁷ Theodor Haecker, Tag- und Nachtbücher. München 1959, Kösel.

⁴ Franz Xaver Kraus, Tagebücher. Hrsg. v. Dr. Hubert Schiel. (XX u. 820 S.) Köln 1957, J. P. Bachem.

preisgibt. Vielleicht ist es gerade sein Anliegen, das Halbfertige, das nur aus dem Augenblick Stammende, das Ohnmächtige, Verkrampfte, das warenhaushafte Nebeneinander als den eigentlichen Ausdruck der Gegenwart zu zeigen und die Leser auf den inneren Zerfall der Welt, in der sie leben, aufmerksam zu machen. Ein solches Tagebuch ist dann ein Mittel, an der Zersetzung einer Scheinwelt beizutragen, was Max Frisch als Aufgabe des heutigen Dichters bezeichnete⁸. Aber das wird eine fragwürdige – Ausnahme sein.

Im allgemeinen werden die bei Lebzeiten des Verfassers veröffentlichten Tagebücher sorgfältig bearbeitet worden sein. Das braucht keine geistige Umformung zu bedeuten, wie dies schon bei den Untersuchungen über das Verhältnis der ursprünglichen Niederschriften und der späteren Überarbeitung bei Goethe festgestellt wurde⁹. Die Veränderungen können so weit gehen, daß die eigentlichen Aufzeichnungen nur mehr den Rohstoff darstellen¹⁰. Auch Ernst Jünger, für den das Tagebuch eine eigentliche dichterische Form darstellt, bereitete den Druck sorgfältig vor, wie ganz offenbar seine „Jahre der Okkupation“ zeigen, in denen für die Zeit vom 2. 5. 1946 bis 1. 1. 1947 alle Aufzeichnungen fehlen¹¹.

„Die Abschrift von Tagebüchern ist insofern wichtig, als sie den Rohstoff der ersten, flüchtigen Fassung zu formen und zu beschneiden hat. Ich unterhielt mich im vorigen Jahr (1944) darüber mit Lautaud, der die Ansicht vertrat, daß die Ursprünglichkeit der Niederschrift genau zu wahren sei. Man müsse stilistische Mängel in Kauf nehmen. Das kann für mich schon deshalb

⁸ Max Frisch, *Tagebuch 1946—1949*. (468 S.) Frankfurt 1958, Suhrkamp, 2, 21, 69, 168 ff, 277, 348 ff, 420 u.a. vgl. Rede bei der Verleihung des Bücherpreises in Darmstadt 1958.

⁹ Peter Meinholt, *Deutsche Klassik und Christentum*. Freiburg 1958, Alber, 45 f, 105.

¹⁰ Friedrich Georg Jünger, *Spiegel der Jahre. Erinnerungen*. (275 S.) München 1958, Hanser.

¹¹ Ernst Jünger, *Jahre der Okkupation*. (310 S.) Stuttgart 1958, Klett.

nicht gelten, weil ich vieles notiere mit der ausdrücklichen Absicht gelegentlicher Ausführung. Bei anderen Stellen reicht die Stimmung oder auch einfach die Zeit nicht zu, um ihnen die erstrebte Klarheit zu verleihen. So kann sehr wohl die Abschrift dem, was ich damals erlebte oder einsah, gerechter, getreuer sein. Auch ist es mir unmöglich, eine Flüchtigkeit auf sich beruhen zu lassen – es sei denn, daß sie mir bei der Durchsicht gefällt wie ein Unkraut im Garten, das ich nicht ausjäte. Das Original behält demgegenüber den Wert des Skizzenbuches.“¹²

Es ist begreiflich, daß in den letzten Jahrzehnten so viele Tagebücher geschrieben und veröffentlicht wurden. Sie waren „im totalen Staat das letzte mögliche Gespräch“, wie Ernst Jünger sagte¹³. Wir begegnen hier edlen Geistern, die ihre Sorgen aufzeichnen, Selbstprüfungen vornehmen¹⁴ und sich durch ihre Gewissenserforschungen in sich selbst und für andere stärken. So erweist sich etwa Friedrich Georg Jünger als ein kontemplativer Mensch, der sozusagen als Träumer durch das Berlin der Jahre vor dem Krieg ging und versuchte, ohne Beruf geistig zu leben. Gerade an den Unscheinbaren und Flüchtigen erlebte er mehr das Wesen der Dinge als an dem Harten und Wuchtigen, die diese Jahre kennzeichneten (3, 178 u.a.). Für seinen Bruder Ernst oder für Albrecht Goes sind die Jahre nach 1945 Gelegenheit für die Abrechnung mit der Vergangenheit und den geistigen Wegen, die sie damals beschritten, sowohl für den neuen Mut, der in so enttäuschenden und beschämenden Zeiten notwendig war. So zeigen diese Tagebücher ein Wachstum des inneren Geistes und wirken glaubhafter und überzeugender als manche Dichtung, die sich in der Form herkömmlicher Darstellung darbietet.

Hubert Becher SJ

¹² Ernst Jünger a.a.O. 118.

¹³ Loose a.a.O. 178.

¹⁴ Albrecht Goes, *Ruf und Echo. Aufzeichnungen 1951—1955*. (219 S.) Frankfurt 1956, S. Fischer.